Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 39 — Sonntag den 30. September — 1906

Maria Hendrina von Goch.

(5. Fortsetzung.)

Novelle von Louise Schulze-Brück.

(Nachdruck verboten.)

Der Alte sah seiner Tochter nach, wie sie über das Gangbord balancierte und den Hafenweg entlang ging. Beert ging mit ihr. Da machten sie nun ein Wesens aus der Schönheit des Mädchens. Ihm war das nie aufgefallen. Weiß und rot und wohlgewachsen, so gab's doch schließlich viele, da war weiter nichts dabei. Und er konnte sich auch nicht so mit der Hendrina haben, wie der Weingärtner mit seiner Hildegard! Wenn's ein Junge gewesen wäre, der mit ihm hätte fahren können, und mit dem er weiter keine Umstände gehabt hätt'! Aber das Mädchen, — Frauleutskram! —

Die beiden jungen Menschen gingen schweigend nebeneinander. Beert nagte an den Lippen, und Hendrinas Blicke liefen schon weit voraus, dahin, wo drunten auf dem Rheineis Schnüre von bunten Lampions durch das Dunkel leuchteten, Teertonnen ein rötliches Licht warfen und qualmten, daß man den scharfen Geruch bis hierher merkte. Musik setzte ein, zwischen dichten Menschengruppen bewegten sich Scharen von Schlittschuhläufern.

Der Mäuseturm rheinabwärts leuchtete in bengalischem Feuer auf. Hendrina fuhr zusammen:

„Ach wie schön, wie schön!“

Und in Freude und Erwartung strebte sie ungeduldig voran, während Beert fast eine Schwere in seinen Füßen fühlte. Und als sich von einem der Uferbäume eine dunkle Gestalt ablöste und Georg Werner auf sie zukam, da fühlte er einen so heftigen Haß, daß er am liebsten den Menschen, der so siegesfroh lächelte und seine weißen Zähne zeigte und Hendrina mit seinen blitzenden Augen fast verschlang, etwas angetan hätte.

Mit dem Eisfest wurde es freilich nicht viel. Sie hatten kaum den Festplatz erreicht, als ein Windstoß daher fuhr und die Lampions ausblies und wegfegte. Ein lauer Wind war's — Tauwind — Westwind. Er blies erst nur leise und wie versuchsweise, dann immer heftiger. Der Qualm der Teertonnen schlug den Menschen beißend ins Gesicht, dann flogen brennende Stücken umher. Und als es nun wieder stark zu schneien begann, in wässrigen großen Flocken, die auf dem Gesicht und den Kleidern zergingen, da gab's eine allgemeine Flucht.

Beert hatte Hendrina aus dem Gesicht verloren, nun stand er an dem durch Seile abgegrenzten Eingang und wartete. Hunderte strömten hindurch, nur Hendrina sah er nicht. Schon war der Festplatz fast ganz leer, da kam ein Pärchen, eng aneinander gedrückt — Hendrina und der Amerikaner. Ganz langsam kamen sie, ganz in sich versunken, ohne auf die neugierigen und hämischen Blicke der einzelnen zu achten, die noch in ihrer Nähe waren.

Beert schob sich dicht an den Eingang. Die andern sollten wenigstens nicht über sie lachen. Und es war wahrhaftig eine Schande, daß Georg Werner des Mädchens Weltunkundigkeit so ausnutzte.

„Hendrina komm', ich wart' schon lang auf Dich.“

Sie sah ganz erschrocken nach ihm und machte eine Bewegung, wie um sich fester an den andern zu drängen, der ihn herausfordernd ansah.

„Komm' doch, die Leut' gucken ja all nach Dir.“

Nun machte sie sich los und ging neben Beert her, ganz hilflos wie jemand, der aus einem schönen Traum aufgestört ist. Und in Beert kochte der Haß. Was nutzte es, wenn er neben ihr ging und sie bewachte. Er machte sich ihr ja doch nur verhaßt als der unbequeme Aufpasser.

Es war noch zu früh zum Tanz. In den kleinen Zimmern einer Weinwirtschaft drängte sich alles zusammen. Es ging laut zu, Fremde, die gekommen waren, um übers Rheineis zu gehen, mischten sich unter die Einheimischen, der Wein machte Herzen und Köpfe heiß. Und als von dem Tanzlokal ein Trompetenstoß den Anfang des Tanzes verkündete, da strömte es lärmend und jubelnd dahin.

Diesmal hatte Beert Hendrina nicht von der Seite gelassen. Und als alles aufbrach, erfaßte er sofort ihre Hand.

„Hendrina, geh mit mir.“

Sie tat es unwillig, aber als sie sein blasses Gesicht, seine blassen Augen sah, erschrak sie.

„Ach Beert, was ist dann?“

„Du mußt Dich in acht nehmen, Hendrina. Was sollen denn die Leut' denken! Die reden und lachen ja so schon über Dich. So darf man nicht sein, wie Du bist.“

„Wie denn, Beert?“

Er sah sie ratlos an. Was sollte er da sagen? Er wußte es nicht. Und so schwer es ihm wurde, er mußte mit dem Amerikaner reden. Aber der würde nur lachen, das spöttische Lachen, das Beert nun schon kannte. Und was würde es wohl nützen? Nein, er mußte sie gehen lassen. In dem Trubel und Jubel würde es ja nicht so sehr auffallen. Und er selber wollte mit ihr tanzen, so oft wie möglich, sie nicht ganz dem anderen überlassen.

Als sie spät in der Nacht heimgingen, da wehte es warm. Ein Sausen war in der Luft wie von Frühlingssturm. Hendrina und Beert gingen allein. Der Amerikaner hatte mitgewollt, aber Beert hatte ihn so kurz abgefertigt, daß er doch zurückblieb, freilich mit einem bösen Blick.

Hendrina war sehr still. Und Beert brachte kein Wort über die Lippen. Der weiche Schnee war halb getaut, ein häßlicher Brei bedeckte den Boden. Beert hatte Hendrina den Arm gereicht, doch sie kam schwer vorwärts. Nun legte er sorglich den Arm um sie und führte sie. Es war sehr dunkel.

Der Himmel war mit schweren, jagenden Wolken bedeckt, manchmal lugte der Mond einen Augenblick durch einen Spalt, dann sahen sie den Weg. Sie gingen die lange Häuserfront hinauf, wo noch ein paar Laternen ein wenig erhellten. Aber dann hörte auch das auf.

Zu ihrer Linken schimmerte schwach die Schneedecke des Rheins, so daß sie die Richtung nicht verfehlten, doch war es ein schlimmes Gehen.

„Wenn es so bleibt, wird das Eis schnell brechen,“ sagte Beert.

Hendrina zuckte ein wenig zusammen. Aber sie antwortete nichts.

„Das dauert nur ein paar Tage! Dann sind wir frei und schleppen nach Mannheim.“

Sie blieb still. Vor ihnen tauchte der schwarze Schiffsrumpf der Maria Hendrina auf. Eine helle Laterne pendelte am Gangbord. Und da überkam es Beert übermächtig. Der andere, der fremde Mensch, der sollte sie haben für alle Zeit, den hatte sie gern, der hatte ein Recht auf sie. Er hatte auch ein Recht. Hatte er sie nicht gern gehabt, fast so lang er denken konnte? Und durfte er sie nicht auch küssen, wenn sie sich von fremden Menschen küssen ließ. Und wenn sie dann schon den anderen nahm, — einmal wollte er doch sein Recht haben, — und wenn es nicht sein Recht war, dann stahl er sich's — er war doch auch bloß ein Mensch von Fleisch und Blut, und dies Blut das kochte jetzt in seinen Adern und brauste in seinem Kopf. In seinem Arm hatte er sie ja, er brauchte sie nur zu halten, an sich zu drücken. Mochte denn kommen, wie's wollte, ihm war es gleich, sie war ja doch verloren für ihn.

Und er umfaßte sie fest mit seinen starken Armen und küßte sie auf den Mund. Und küßte sie wieder und wieder.

Sie wehrte sich gar nicht. Sie lag still in seinem Arm. Und das brachte ihn zu sich. Er ließ sie los, er taumelte.

„Ach, Hendrina!“

Sie hob das Gesicht nicht auf; es war weiß wie der Schnee, der auf dem Rheineis lag.

„Hendrina?“

Da fuhr sie zusammen.

„Hendrina, ich konnt' nicht anders. Und wenn einer dagestanden hätt', der mich gleich erschlagen hätt', ich hätt's doch gemußt, Hendrina, Du weißt ja, wie es tut, wenn man einen Menschen so lieb hat — so lieb. So lieb kann Dich ja der andere gar nicht haben! Das kann nicht so schnell kommen und so tief im Herzen sitze!“

Von der Maria Hendrina herüber kam die polternde Stimme des Alten:

„Beert, Hendrina! Watt steht ihr da und kuckt den Mond an. Ett is doch wahrhaftig spät genug zum Schlafengehen.“

Aber die zwei hörten ihn kaum. Hendrina von Endert stand noch immer ganz still.

„Hendrina, ich bitt' Dich, bist Du bös?"

Da schüttelte sie leise den Kopf. Aber sie sah ihn nicht an. Er griff nach ihrer Hand und hielt sie zwischen seinen Händen Sie entzog sie ihm nicht, aber er fühlte auch keinen Druck. Doch jetzt tauchte drüben aus der Kajüte das Gesicht des Alten auf.

Gellend schrie er herüber: „Jetzt wird ett mer aber zu doll. Seid ihr dann ganz verrückt! Wollt ihr euch nu erüber machen?"

Beert faßte Hendrinas Hand und leitete sie über das Gangbord, das naß und glitschig war.

Der Alte empfing sie scheltend. Beert taumelte die enge Treppe hinab, daß er fast kopfüber gestürzt wäre. Unten im Raum warf er sich auf sein enges Lager und stöhnte.

Oben in der Kajüte in ihrem Verschlage lag Hendrina. Ihre Augen brannten, ihr Herz schlug laut. In ihrem Kopfe ging es wie ein großes Rad mit vielen grellen Lichtern und bunten Flammen. Sie wußte gar nichts klar, sie kam zu keinem Gedanken. Aber aus dem Rade heraus, zwischen den blitzenden und glitzernden Feuergarben, da sah sie immer die zwei Gesichter — Georg Werner und Beert — und immer wieder Georg und Beert. Und ein grauer Schein war schon über dem Rhein, als endlich die Gesichter in eins zu verschmelzen schienen — die Lichter auslöschten und Hendrina nichts mehr wußte von den Geschehnissen der Nacht.

VIII.

Es taute stark nun schon zwei Tage. Aus allen Dachtraufen rann gluckend das Schneewasser, in allen Röhren sickerte es, aus jedem Auslauf strömte es. Die engen Straßen Bingens waren schon gesäubert, aber draußen am Rheinufer stand der Schlamm halbfuß tief. In dem wässerigen Brei stampften unzählige dicksohlige Stiefel immer auf und ab. Die Binger Schiffsleute waren alle am Ufer, dazu das halbe andere Bingen. Um das schwarze Brett, an dem die Wasserstandsnachrichten jede Stunde angeschlagen wurden, sammelten sich die Menschen, gespannt die letzten Depeschen lesend.

Misurinasee. (Siehe Seite 8.)

„Rhein steigt schnell, Eis noch fest." Eben wurde die letzte Depesche angeheftet. Und nun diskutierten sie eifrig, wie lange es noch dauern könne, bis das Eis „aufgehe".

„Wann nor net die Nah' zuerscht geht." Einer hatte es ausgesprochen. Wie auf Kommando schlug der ganze Trupp den Weg nach der Nahe ein, die zwischen Bingen und Bingerbrück in den Rhein mündet. Ja, wenn die zuerst „ging", dann wurde es schlimm. Dann fand das Naheeis keinen Ausgang in den Rhein und staute sich furchtbar auf, die ganze Unterstadt bedrohend. Prüfend sahen die Männer in die Höhe, drehten das Gesicht gegen den Wind. „Warm, arig warm, — das geht alleweil schnell, wenn's so bleibt."

Das Naheeis lag so still und fest. Die Leute standen auf der Brücke und schauten hinunter aufs Eis, — hinauf an der Häuserfront, die sich so dicht am Wasser hinzog, nur wenig geschützt durch die vorgeschobene Ufermauer.

Aus den weit geöffneten Fenstern der unteren Stockwerke schauten besorgte Gesichter. Gar zu oft hatten die Leute schon einen Eisgang mitgemacht. Wenn's nur nicht so warm wäre. Wenn's nur nicht so schnell ginge. Beim letzten Eisgang, da trieb das Eis ab, ganz geräuschlos, man merkte es kaum, — so leise wie der Dieb in der Nacht machte es sich davon. Aber beim vorletzten, vor drei Jahren, ja, da war's schrecklich. Damals war auch der Wetterumschlag so schnell gekommen. Und plötzlich, ohne Vorzeichen, ohne daß auch nur eine Nachricht von den Ortschaften oben an der Nahe gekommen wäre, „ging" das Eis. Es kam in wildem Treiben, entsetzlich wild. Hausgroße Eisblöcke kollerten in dem engen Flußbett, prallten mit donnerndem Krachen aneinander an, schoben und keilten sich ineinander. Die Nahestraße hinab kamen die gewaltigen Massen so schnell, daß ein Frachtfuhrmann, der mit schwer beladenem Wagen die Straße hinab fuhr, nur kaum noch die Stränge durchschneiden und seine Tiere retten konnte. Er hatte auf dem einen Pferd gesessen, wie wahnsinnig mit der Peitsche hauend und laut schreiend, während die scheu gewordenen Tiere schon von selber in voller Karriere daherrasten.

Ehe man wußte, was geschah, war das Eis schon in der Straße, schon in den Häusern Es zerbrach Türen und Fenster, es drang in die Stuben, alles überschwemmend, zersplitternd. Und als die ganze Gewalt des Eisstoßes unten an die Rheinmündung vordrang und dort durch das noch feste Rheineis Widerstand fand, da bot sich ein fast grausig schönes Schauspiel. Die gewaltigen Blöcke bohrten sich in das Rheineis ein, hoben es auf wie ein Stück Papier, das man aufhebt, rollten das Eis förmlich auf zu einer kolossalen Masse, fanden dann daran Widerstand, staunten sich auf, fast turmhoch. — Zwei Tage stand der furchtbare Eisstoß, in dem es beständig knatterte und knallte wie Pelotonfeuer, wenn die Riesenblöcke sich mehr und mehr ineinander keilten und schoben. Und mit Grausen dachten alle, die es angesehen hatten, an den Augenblick, als sich nun das Rheineis in Bewegung setzte und diese ganze Masse begann abzutreiben, donnernd und krachend und den Mäuseturm bedrohend, auf den sie gerade zutrieb. Aber dann gab es plötzlich ein Krachen wie von hundert Donnern, und der Eisstoß brach in sich zusammen, das Wasser brauste wild auf und kam weit über die Ufer und bewarf die Straßen noch einmal mit Eis, — dann aber ebbte es zurück, die Gefahr war vorbei, und man konnte aufatmen und die Schäden bessern.

Ach, wenn es nur auch diesmal vorbei wäre, gnädig und gut. Die da drunten in den Rheinorten, in Bacharach und Oberwesel, die so dicht an den Rhein gebaut hatten, die zitterten jetzt wohl auch bei der Wärme. Die hatten es noch schlimmer, da hauste es noch ärger.

In den Straßen war es lebendig wie am Feiertag. Mit wichtigem Gesicht kam der alte Gundlach daher. Der hatte auch ein ganz besonderes Amt. Er richtete am Ufer die Böller auf, die den Beginn des Eisganges anzeigen sollten und stand dann, wenn die Nachrichten von oben beunruhigend wurden, mit brennender Lunte daneben. Das wäre nun wohl auf die Dauer ein etwas langweiliges und trockenes Geschäft gewesen. Aber man sorgte schon dafür, daß es kurzweilig und feucht wurde. Jeder Vorübergehende — und wer ging in den Tagen nicht vorüber — blieb bei den Böllern und bei dem alten Gundlach stehen. Und wenn er sich dann beklagte, daß es kalt sei und naß von außen und trocken von innen, dann gab es immer jemand, der dafür Verständnis hatte, daß naß von außen und trocken von innen sich nicht vertrage und dem alten Gundlach einen Schoppen spendierte. Und deshalb guckte der alte Gundlach mit knurriger Miene zum Himmel und schnupperte ärgerlich in den warmen Wind hinein:

„No, no! Net eso fix! So eilig hawe mers gar net! Des kann noch ä paar Dag dauern, des is für alles besser!"

Und wenn ihn, den erfahrenen Mann, der ja bei allen Eisgängen der letzten vierzig Jahre dabei gewesen war und eine Hauptperson, ohne den ein Eisgang gar nicht möglich war, jemand fragte, ob er wohl glaube, daß heute schon das Eis käme, dann wurde er wild:

„Jo, aach noch! Freilich, wann die Nixdhuer do am Rhei das Eis uffgucke kennte, dann wärs schun lang uff! Awwer so schnell schieße die Preuße net!"

„Uffgucke!" Den Rhein „aufgucken", das schien die Beschäftigung der ganzen Binger Bevölkerung an diesen Tagen zu sein. Der Übergang über den Rhein war polizeilich verboten. Aber das Eis war noch ganz fest, wenn auch große Lachen von geschmolzenem Schnee darauf standen. Und es waren so viele, die noch von drüben herüber mußten. So kamen denn noch immer einzelne Kühne hinüber, obwohl am Aufgang nach dem Ufer eine löblich gestrenge Polizei auf- und abwandelte, um die Ankommenden auf das Verbot aufmerksam zu machen. Dann versammelte sich auch gleich um diese Szene ein Schwarm von Neugierigen, um die Entwicklung zu beobachten und jeden etwaigen guten Witz zu belachen. Und es gab ein wahres Hallo, wenn ein Routinierter kurzerhand erklärte, dann wieder umzukehren. Denn das durfte eine löbliche Polizei natürlich gar nicht erlauben.

„No also was dann? Ennüwerkomme soll mer net, zurück gehe soll mer net, uff'm Eis stehe bleiwe soll mer net — enuff komme soll mer aach net — soll mer verleicht fliege? Odder schwimme? — Nasse Füß kriege un ä Mordsschnuppe, des kann mer, des is erlaabt?"

Am Nachmittag wurde es beinahe ein Volksfest, die Mittagszüge brachten Scharen von Fremden, die kamen, um vielleicht den Eisgang zu sehen. Die hübschen Bingerinnen spazierten im schönsten Putz am Ufer auf und ab und kokettierten mit blitzenden Braunaugen und lachenden Lippen. Und das Warten auf das Ereignis, das doch vielleicht Gefahr bringen konnte, erhöhte den Reiz.

Hildegard Weingärtner hatte Hendrina van Endert mitgeschleppt. Gestern war Beert plötzlich zu ihr gekommen, eilig und verlegen. Sie

möge doch zu Hendrina kommen, — aber die dürfe nicht wissen, daß er sie geholt habe und ihr gut zureden.

Was ihr denn fehle. — Da war er rot geworden wie ein Mädchen und hatte die Achseln gezuckt. Und Hildegard hatte auch nichts aus Hendrina herausgebracht. Aber sie sah ganz blaß aus und hatte so unruhige Augen und war still und wie abwesend. Hildegard hatte sich umsonst bemüht, sie aufzuheitern. Als sie angefangen hatte, von Tschortschie zu sprechen, da war Hendrina ganz scheu und unruhig geworden. Und sicher hatte der wieder was angestellt, — so machte er's immer, und als er letztes Jahr ihrer Freundin Eva so arg die Cour machte, daß die jeden Tag dachte, er würde sich mit ihr verloben, — da . . .

Hildegard hatte das nicht gerade in schlechter Absicht erzählt. Sie wollte nur die Hendrina ein bißchen warnen, daß sie sich keine gar zu großen Hoffnungen machte. Aber als sie sah, daß Hendrina erblaßte und kurz und schwer atmete, da war sie still. Sie wunderte sich nur, daß Hendrina so ruhig und blaß blieb, als Georg Werner nun kam und mit ihnen ging. Sonst war sie doch dann angeglüht wie eine Rose.

Sie gingen zusammen nach der Nahe hinunter. Da war es jetzt menschenleer, die Neugierigen schwärmten alle am Rhein. Aber man sah durch die niedrigen Fenster der ebenerdigen Wohnungen in ausgeräumte Zimmer. Während sie das Naheufer hinaufgingen, erzählte Hildegard von den schweren Eisgängen der Nahe. Es wurde schon dämmerig.

Sie waren weit hinaufgegangen und kamen jetzt an einer hohen Quadermauer vorbei, die fast endlos das Ufer entlang lief, nur unterbrochen durch zwei große eiserne Tore. Welkes Rankenwerk hing von oben herab, dicke Zweige von wildem Wein und Glyzinen. Es war die Umfassungsmauer einer großen Tabaksfabrik, die sich so weit erstreckte. Vor ihnen hob sich die Drususbrücke aus dem gefrorenen Fluß, dessen Eis fahlgrau und blind erschien.

„Horch", sagte Hildegard, „wie es sich rührt."

Beert stand still und horchte. Wirklich, ein Knistern und leises Knirschen schien die Eisdecke zu durchbeben.

„Horch", sagte Hildegard wieder.

Und wieder knirschte es, diesmal lauter. Und plötzlich quoll aus fast unsichtbaren Rissen und Spalten Wasser hervor wie kleine Quellchen, die aus dem Erdinnern kamen.

Hildegard und Beert standen wie gebannt und sahen auf das Eis, das jetzt etwas lauter knirschte.

„Alleweil fängt's an, alleweil rührt's sich schon," rief Hildegard, „Hendrina, guck doch, 's Eis will gehe."

Die beiden, die ein Stück voraus waren, blieben stehen.

Wirklich, es rührte sich. Es ging etwas wie ein leises Heben, wie eine zitternde Welle durch das Eis. Und jetzt noch einmal. Dann gab es einen Laut, wie wenn ein schwerer Stein einen Abhang hinab kollert und aufschlägt.

„Mir wolle gehe", sagte Hildegard. „Es könnt doch uff einmal losgehe! Des kommt so schnell, im Handumdrehe is es do".

Georg Werner lachte leichtherzig. „So schnell geht das doch wohl nicht, Fräulein Hildegard. Ich gehe noch aufs andere Ufer hinüber, heute abend spät noch."

Hildegard sah ihn spöttisch an. „Das werde Se wohl bleiwe lasse! A große Mund hawwe Se, aber enüwergehe, das tue Se net, und des wär aach unsere Herrgott versucht un mit seim Lewe gespielt."

Der junge Mensch lachte wieder: „Was liegt daran?"

Pfalzgauhütte. (Siehe Seite 8.

Hildegard zuckte die Achseln. „No, wenn nix daran lieht! Wenn Ihr Lewe niemand was wert is! Awwer Sie hawwe jo aach viel zu viel Angschst. Und das is ja sündhaft Gered'. Besser is es, hääm ze gehe!"

In Georg Werners Augen kam ein böses Funkeln.

„Und ich gehe doch hinüber".

Ein starkes Krachen wie ein Schuß, der kracht und nachhallt, kam aus dem Eise.

„Heere Se's! Komme Se schnell! Komm', Hendrina! Des wär ä beeser Streich, Herr Tschortschie".

Er lachte noch einmal sein übermütigstes Lachen.

„Wollen Sie's sehen, Fräulein van Endert!"

Hendrina war totenblaß geworden. „Wie können Sie, wie können Sie nur".

„Ach, Sie haben Angst! Da haben wir doch schon ganz anderes fertig gebracht. Mit zehn Sprüngen ist man ja drüben."

Beerts Hand faßte seinen Arm wie ein Schraubstock. „Das glaub' ich wohl", sagte er mit rauher Stimme. „Sie wären auch das imstande. Einerlei, wie es denen zumute ist, die das ansehen. Daran denken Sie wohl nicht."

Er drückte des anderen Arm wie mit Eisenklammern und zeigte auf Hendrina, die mit großen erstarrten Augen auf sie sah.

„Aber so lange ich dabei bin, geschieht das nicht. Ich —" Ein lautes Krachen unterbrach ihn, so laut, daß sie alle erschrocken zusammenfuhren.

„Um Gottes willen, kommt", rief Hildegard erschrocken, „kommt schnell."

„Komm, Hendrina", sagte Beert, den anderen loslassend. „Ängstige Dich nicht, da geht keiner mehr rüber."

Der Amerikaner stand einen Augenblick tückisch da. Dann wendete er sich mit einem Scherzwort zu Hendrina. Aber es erstarb ihm im Munde. Oben von der Drususbrücke her kam ein lauter Schrei. Ein Mann sprang auf die Brüstungsmauer und warf die Arme hoch:

„Ho — o — ho — — — des Eis — — dees Eis!"

Und während sie unwillkürlich nach der Brücke sahen, schien diese sich plötzlich zu bewegen, hinein zu gleiten, zu fallen in das Eis — nein, das Eis hob sich — hob sich, es wurde lebendig, es füllte die Brückenbogen und nun — die alte Römerbrücke stand fest — aber durch ihre Bogen brachen Riesenschollen, ein Donnern und Brüllen, ein Krachen und Knattern, und das ganze Flußbett wurde von wilden übereinander stürzenden Eisblöcken gefüllt, überfüllt. —

Ein brausender Strom gelben Wassers kam die Ufermauer hinan, hob gewaltige Blöcke auf, warf sie gegen die Mauer — brüllte hoch — immer höher.

Hildegard Weingärtner hatte einen grellen Schrei ausgestoßen:

„Lauft — lauft —"

Sie war schon fort, rannte die Straße hinunter. Beert stand einen Augenblick wie festgebannt. Wo sie standen, machte der Fluß eine kleine Biegung, — aufwärts und abwärts sprang das Ufer ein wenig vor. Wenn das Eis sich staute, so trieb es auf den Vorsprung abwärts, wurde dort hochgehoben, sperrte sie ein, daß es kein Entkommen gab.

Die hohe Mauer neben ihnen war nicht zu erklimmen, es gab keinen Ausweg. Das ging ihm blitzschnell durch den Kopf. Er rüttelte den Amerikaner, der selber wie zerschmettert dastand:

„Faß Hendrina an, es geht ums Leben."

Hinter ihnen kam schon das Eis. Um sie war ein Krachen und Donnern und Toben, — der Eisstoß kam den Fluß hinunter mit furchtbarer, alles zermalmender Gewalt. Er riß das Eis vor sich auf, er warf hohe Wellen schmutzig gelben Wassers gegen die Ufermauern. Noch erreichten sie den Weg nicht, aber schon kamen sie näher, höher.

Hendrina fühlte sich gepackt, an den Händen gezogen, vorwärts gerissen. Lief sie oder wurde sie geschleift? Wie lange? Augenblicke oder stundenlang? Sie wußte es nicht, sie hörte nur Beerts Stimme: „Halt aus, halt Dich fest!"

Aber schneller als sie war der Eisstoß. Nun war er neben ihnen — eine kolossale Masse von aufeinandergetürmten Schollen. Mit rasender Schnelligkeit riß er die Eisdecke auf, bohrte sich hinein, machte sich einen Weg hindurch. Und nun kam auch das gelbe Wasser die Ufermauer hinan und warf mächtige Blöcke auf den Weg. Vor ihnen war jetzt der Ufervorsprung, aber er war nicht mehr frei. Die Eisschollen liefen hinauf, wie von Riesenhänden auf den Damm geworfen, und das gelbe Wasser gurgelte und schäumte über den Weg.

Hendrinas Füße wurden schwer wie Blei. Sie konnte nicht mehr. Sie schwankte und stolperte. Nur wie aus weiter Ferne hörte sie Beerts Stimme:

„Halt Dich fest! Um Gottes willen halt fest!"

Schwer fiel sie gegen Beert. Der Amerikaner schwankte auch, aber er stand schnell wieder auf den Beinen. Tod und Teufel, — jetzt galt es. Noch kam er hinüber über die sich auftürmenden Schollen. Dicht an der Mauer waren sie ganz festgekeilt, da ging es noch. Noch ging es — aber nur Augenblicke lang. Aber nur für einen Menschen, der all seiner Sinne mächtig war, der all seine Körperkräfte anspannte. Da galt es kein Besinnen.

Auch Beert hatte die Stelle erspäht. „Hilf," schrie er wie wild den anderen an. „Faß an."

Und schon hatte er das fast bewußtlose Mädchen dicht nach der Mauer geschleppt.

Sie waren jetzt einen Augenblick in Sicherheit. Nur das Wasser schoß schäumend heran, und vorne krachte das Eis.

„Hilf," schrie Beert wieder.

Er war auf den vordersten Bock gesprungen und mühte sich, Hendrina hinaufzuziehen. Der andere stand einen Augenblick und starrte mit wilden Augen auf das Eis. Und dann duckte er sich, sprang mit einem weiten Satze auf den Block wie ein wildes Tier. Und ehe Beert begriff, was geschah, war er oben auf den zusammengeschobenen Eisblöcken, warf die Arme hoch und sprang wieder — und war fort — auf der anderen Seite — — in Sicherheit.

Er war fort — er hatte sich gerettet.

„Gottverdammter Schuft!"

Hatte er es gedacht oder geschrien, daß Hendrina es hörte. Sie hing schwer in seinem Arm, aber sie öffnete die Augen und sah um sich — wendete den Kopf. Er riß sie mit allen Kräften hoch.

„Kurasch! Da auf den Block!"

Er zog mit der Kraft der Todesnot und es gelang. Sie standen auf dem Eisblock eng zusammen. Für den Augenblick waren sie gerettet. Aber kleine Eisschollen, abgerissene Brocken kollerten schon zu ihnen hinüber. Und der ungeheure Druck preßte die schweren Blöcke nach vorn nach der Mauer Das Wasser schäumte dichter heran, gierig an dem Eiswall hochsteigend. Verzweifelt rang Beert nach oben. Aber Hendrina konnte nicht mehr.

„Geh auch!" murmelte sie. Aber dann drängte sie sich eng an ihn. „Nein, — nein! Hilf! Hilf, Beert!" (Fortsetzung folgt.)

Die Hallbeckschen Mädchen.

Von Alfred von Hedenstierna.

I.

Hallbecks gehörten zu denjenigen Familien der Stadt, die nie im Leben von der Ehre träumen konnten, mit der sogenannten „Hautevolee" des Städtchens zu verkehren, denn einmal hatten sie kein Geld dazu und zweitens war Vater Hallbeck nur Feldwebel und Bureauschreiber gewesen und drittens ging das dunkle Gerücht, daß Mutter Hallbeck in einer verflossenen Periode ihres Lebens in einer offenen Bude gestanden und für ihres Vaters Rechnung auf Jahrmärkten und Messen Mützen verkauft habe. Da Hallbecks im übrigen aber ehrliche und rechtschaffene Menschen waren und ihre Töchter zusammen mit denen des Bürgermeisters und des Amtsrichters die höhere Töchterschule besuchten, so gehörten Hallbecks doch jedenfalls zu der besseren Mittelklasse, die sozusagen mit der kleinen Zehe auf der untersten Stufe zur Hautevolee steht.

Hätten die Hallbeckschen Mädchen die Schule bis zum Schluß besucht und sie hinterher noch einen Handelskursus durchgemacht und dann eine Anstellung an der Post oder in einem Kontor erhalten, kein Mensch kann wissen was schließlich noch daraus geworden wäre. Aber nun war Feldwebel Hallbeck so unvorsichtig, sich mit neunundvierzig Jahren hinzulegen und ohne nennenswerte Lebensversicherung zu sterben, so daß die Mädchen aus der Schule genommen wurden und ihre Mutter trachten mußte, sie und sich mit allerhand ehrlicher, aber untergeordneter Arbeit zu ernähren, wie Weißnähen, Maschinenstricken, Mittagstisch für Seminaristen und was es in einer kleinen Stadt dergleichen Erwerbsmöglichkeiten mehr gibt, die eine Feldwebelswitwe am Verhungern hindern.

Die Hallbeckschen Mädchen waren ihrer vier und hatten keine Brüder, aber ein gütiger Gott und eine launische Natur hatte sie alle vier recht begabt und sündhaft hübsch geschaffen. Ellen, Hanna, Sigrid und Jenny hatten alle vier lange, braune Zöpfe, große, schwarze, erstaunt blickende Augen und blühende Haut und waren auch sonst so wohl gebildet wie möglich. Da Ellen und Hanna Zwillinge waren, befand sich das vierblättrige Kleeblatt gleichzeitig in dem hoffnungsvollen Alter zwischen zehn und dreizehn Jahren.

Zuweilen hatten sie ja für ihre Mutter Besorgungen zu machen und Dinge zu tragen, die ihre ehemaligen Mitschülerinnen veranlaßten, zu tun, als ob sie sie nicht sähen, wenn sie auf der Straße an ihnen vorbeigingen, aber zu anderen Zeiten plauderte man recht vertraulich zusammen. Und als die geschickten Hallbeckschen Mädchen größer wurden, durften sie ihren Freundinnen bei den Kostümen zu den kleinen Festlichkeiten helfen, zu denen sie selbst niemals eine Einladung erhielten, während die Brüder der Freundinnen im Gymnasiastenalter ganz unbeschreiblich liebenswürdig und aufmerksam zu den Hallbeckschen Mädchen waren und sie auf der Eisbahn umschwirrten wie Fliegen die süßen Zuckerstücke.

Aber nie kam es den Töchtern des Bürgermeisters oder des Amtsrichters in den Sinn, zu ihnen zu sagen: „Wollt ihr nicht heut abend 'n bißchen zu uns kommen?"

II.

Die Zeit fliegt unbegreiflich schnell dahin, wenn man jung ist. Ehe die Hallbeckschen Mädchen und ihre Altersgenossinnen es selbst wußten, waren sie erwachsen. Es fiel niemand ein, es ableugnen zu wollen, daß die Hallbeckschen Töchter die schönsten Mädchen in der Stadt seien. Sie kleideten sich geschmackvoll, wenn auch äußerst sparsam; die ehemaligen Mitschülerinnen und deren Mütter nickten ihnen auf der Straße freundlich zu und die Gymnasiasten aus denen Studenten, Kandidaten oder Referendare geworden waren, grüßten sie mit ausgesuchtester Höflichkeit und warfen ihnen bewundernde Blicke zu.

Aber zwischen der Hautevolee und den Hallbeckschen Mädchen war eine unsichtbare, feste Schnur aufgezogen, über die man weder hinüberspringen noch drunter durchkriechen konnte, und die sich auch nicht durchschneiden ließ. Die einzige Gelegenheit, bei der die Hallbeckschen Mädchen wenigstens scheinbar gleichgestellt waren mit ihren früheren Mitschülerinnen, bot sich auf dem Subskriptionsball im Dezember und auf dem ebenfalls subskribierten Abtanzball im April Aber auf einem dieser demokratischen Vergnügungen hatte Hanna Hallbeck deutlich gehört, wie ihre ehemalige beste Freundin ihrem Tänzer, dem Kandidat Ehlers, seine Betrachtungen betreffs einer möglichen Verbindung zwischen Hanna Hallbeck und dem Kommis Tütendreher aus der Krämerei am Markt energisch verwies.

Ungefähr um dieselbe Zeit kam Sigrid von einem längeren Aufenthalt aus der Kreisstadt zurück, wo sie ihr Talent für Damenschneiderei ausgebildet hatte. Die bescheidene Schneiderstube, die sie im Anfang eröffnete, brachte die Hallbeckschen Mädchen sofort in lebhaftere Berührung mit den Jugendfreundinnen, als sie seit der Schulzeit stattgefunden hatte. Die alte Freundschaft flammte sogar soweit auf, daß die alten Mitschülerinnen ihre Kleider vor allen anderen Kunden zu billigeren Preisen und auf längeren Kredit geliefert haben wollten. Wenn sie mit Sigrid oder einer der anderen Schwestern im Probierzimmer allein waren, konnten sie so freundlich und vertraulich tun, und es wurde dann weder an Küssen noch Umarmungen gespart, namentlich,

wenn man die Frühjahrskostüme bestellte, noch ehe die Winterkleider bezahlt waren.

Aber im Vorzimmer und in Begleitung der Cousine aus der Hauptstadt, die notwendig ein Kleid geändert haben wollte, stammelte und stotterte und errötete Amtsrichters Ida und nannte Sigrid „liebes Fräulein Hallbeck".

Sonst war es ganz so, als ob die Hallbeckschen Mädchen nun auch in der Hautevolee lebten. Äußerlich änderte sich freilich nichts, aber unter dem Vorwand, sich von der Schneiderin Rat holen zu müssen, konnten die Jugendfreundinnen sie ja nun so oft und so lange besuchen, wie sie nur wollten, und konnten sich diesen Mädchen gegenüber, die ihnen keine Konkurrenz machten, ihnen nicht widersprachen, sondern ihnen nur freundlich und neugierig zuhörten, nach Herzenslust über ihre Freundinnen, ihre Interessen und ihre Kavaliere aussprechen. Die Mädchen aus der Hautevolee fanden das ganz natürlich, und die Hallbeckschen Mädchen wußten bald besser darüber Bescheid, wie es in der guten Gesellschaft zuging als irgend jemand in der ganzen Stadt.

Wenn ein junges Paar heiraten sollte, waren Sigrid, Hanna, Ellen und Jenny stets aus besterQuelle über die vorangegangene heimliche Verlobung, über die Zukunftsaussichten und über die Aussteuer orientiert. Aber die unsichtbare gesellschaftliche Schnur tat ihren Dienst so gut, daß keins der Hallbeckschen Mädchen sich erdreistet haben würde, am Hochzeitstage im Hause der Braut zu gratulieren oder sich mit den anderen Freundinnen um das Coupéfenster zu drängen, wenn der Zug mit den Neuvermählten abfuhr. Alle Freundinnen fanden, daß Sigrid, Hanna, Ellen und Jenny ganz reizend liebenswürdig und ungewöhnlich taktvoll seien, aber keiner von ihnen wäre es je eingefallen, daß die Hallbeckschen Mädchen darunter leiden könnten, so völlig außerhalb des Kreises zu stehen, dessen Vertrauen sie genossen. Dasselbe kleine Fräulein, das so fassungslos an Sigrids Hals geschluchzt hatte, weil Assessor Bergengren auf dem letzten Picknick kaum mit ihr gesprochen hatte, grüßte die Hallbeckschen Mädchen mit kühler Freundlichkeit auf der Straße, als sie den besagten Assessor endlich fest hatte und sich nun zum ersten Male Arm in Arm mit ihm auf der Straße „eigte.

III.

Dann kam der merkwürdige Sommer, in dem Hanna Hallbeck kränkelte, sich von Schwester Sigrid das Geld zu einer Badereise lieh und als die Braut des stattlich und reichen Direktors einer der ersten Aktiengesellschaften der Hauptstadt heimkehrte. Selbst dort hatte sich keins des jungen Mädchen mit Hanna Hallbeck messen können, und es stand ja nicht auf ihrem Rücken geschrieben, daß die Familie sich mit Schneiderei, Weißnäherei, Maschinenstricken und Mittagst sch für Seminaristen durchschlug.

Hanna hatte ihm freilich alles gesagt, bevor sie ihm ihr Jawort gab, aber da war es bereits zu spät. Der Direktor war nicht sonderlich erbaut davon, aber er war von jener Liebestarantel gestochen, die einen Mann dahinbringen kann, sich seine Braut ohne Besinnen vom Waschfaß oder aus dem Restaurant, wo er zu Mittag ißt, zu holen. Und Hanna war ja nicht allein schön, sondern war auch ein begabtes, liebenswürdiges und taktvolles Mädchen.

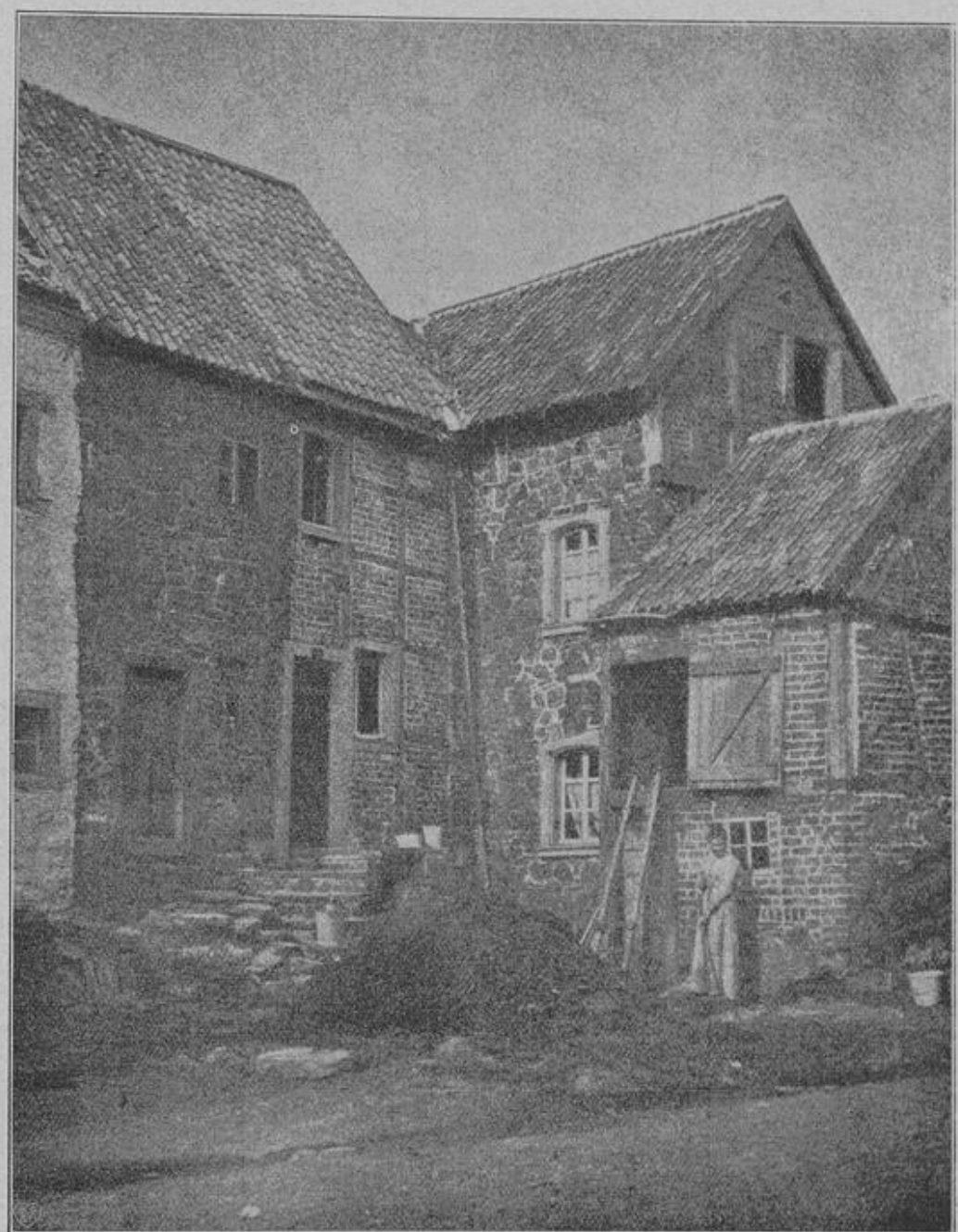
Als Hanna Hallbeck verlobt nach Hause zurückkehrte, beeilten sich ihre früheren Mitschülerinnen, sich an sie heranzudrängen und sie mit Fragen zu bestürmen, wann die Hochzeit sein sollte, wie sie ihr Brautkleid machen lassen wollte, wohin sie die Hochzeitsreise machen würden, wieviel Brautjungfern und Brautführer sie haben wollte, ob es eine Mittags- oder Frühstückshochzeit werden sollte, ob die Trauung in der Kirche stattfinden sollte und ob das Essen im „Goldenen Roß" oder im Stadthause gegeben würde?

Hanna lächelte fein und diskret, als ob sie niemals Maschinenstickereien angefertigt hätte, und entgegnete:

„Liebe Kinder, würdet Ihr es nicht ziemlich taktlos finden, wenn schon jetzt bei der Hochzeit alles nach der Stellung des Bräutigams geordnet würde? Wir wollen uns im engsten Familienkreise im Hause trauen lassen, nur ein paar Freunde von Albert werden dabei sein und einige von unseren eigenen, bescheidenen, alten Freunden, aus unserem kleinen Verkehrskreise, wißt Ihr?"

Die Mädchen aus der Hautevolee erschraken und meinten, daß sei denn doch wirklich mehr als — originell, wenn man in einem Städtchen wohnte, wo man seine ganze Jugend verlebt hatte und alle seine alten Schulfreundinnen hätte. — Es geschah, wie Hanna Hallbeck es gewollt hatte, aber als das junge Paar abends abreisen wollte, umdrängten sämt-

Aus unserem Photo-Wettbewerb.



Niederrheinischer Bauernhof. Photogr.: M. Mehner, Crefeld.

liche jungen Mädchen aus der Hautevolee — von der grenzenlosesten Neugierde getrieben — das Coupé. Um einen Vorwand zu haben, brachte jede einen Blumenstrauß mit, der jetzt im September noch für fünfzig Pfennig zu kaufen war, und überreichte ihn mit soviel Pretention, als sei es ein kostbarer Orchideenstrauß Sie quetschten Mutter Hallbeck, traten ihre beste Freundin, die Landvermesserswitwe Blauberg, auf die Füße und drängten ihre blaß-magere Emilie, die Frau Hanna mit ihren benzinduftenden Handschuhen die Hände drückte, ohne weiteres vom Wagenfenster fort. Sie lärmten wie die Indianer und fielen sich gegenseitig unaufhörlich ins Wort: „Adieu, Liebste! Gott segne Dich, Liebling! Hab Dank für alle Freundschaft! Vergiß uns nicht! Nimm die bescheidenen Blumen! Wir werden Dich niemals vergessen, liebe Hanna!"

Frau Hanna war glücklich, und ihr Herz war frei von aller Bitterkeit. Sie nahm die billigen Blumen freundlich entgegen und dankte herzlich. Aber als sie an die alten Zeiten dachte, konnte sie doch nicht umhin, das blasse Mädchen mit den benzinduftenden Handschuhen zu sich heranzuwinken und zu sagen:

„Komm her, Emilie, laß Dich nicht beiseite drängen. Hab innigen Dank für Deine treue Freundschaft in all den Jahren!"

IV.

Frau Hallbeck war so glücklich und fühlte sich so überflüssig als Stütze der Familie, daß sie sich im Winter nach der Hochzeit hinlegte und starb, und der einflußreiche Direktor, der sich mit Hanna verheiratet hatte, veranlaßte alle drei Schwestern zu ihm in die Hauptstadt überzusiedeln. Jenny und Ellen erhielten, nachdem sie einen kurzen, bei ihrer Begabung aber völlig ausreichenden Buchhaltungskursus durchgemacht hatten, eine Anstellung in seinem Kontor, und Sigrid mietete er ein elegantes Lokal als „Atelier" zum Ersatz für ihre Schneiderstube zu Hause und gab ihr für die erste Zeit eine im großstädtischen Leben erfahrene tüchtige Kraft zur Seite

Dort geht Sigrid Hallbeck nun einher, schöner und stattlicher denn je. Sie betrachtet in ihrem Probierzimmer die feinsten Damen durch ein Lorgnon mit echtem Schildplattgriff und sagt ihnen ungeniert ihre Meinung über ihre mageren Schultern und platten Busen und läßt sich gnädig herab, ihnen ein oder das andere raffinierte Rettungsmittel zur Verdeckung dieses Elends vorzuschlagen.

Alle vier Hallbeckschen Mädchen haben ihre Freundinnen zu Hause schmählich dadurch geärgert, daß sie ihnen nie geschrieben haben und sie weder zu Weihnachten noch zu Neujahr mit Glückwünschen bedacht haben.

Die Freundinnen entschuldigen alles dieses, was sie den Hallbeckschen Mädchen früher als unglaubliche Impertinenz angerechnet haben würden. Als die noch immer unverheiratete Älteste des Bürgermeisters im vergangenen Frühjahr auf der Durchreise in der Hauptstadt weilte, entschloß sie sich, Frau Hanna ihren Besuch zu machen, indem sie voller Nachsicht meinte, man müsse über die niedrige Herkunft der Menschen hinwegsehen können. Sie wurde von Frau Hanna mit ruhiger Freundlichkeit empfangen und erschrak über die exquisite Eleganz des Hauses.

„Meine liebe, kleine Hanna, ich glaube, ich bin unbescheiden genug, mich heute bei Dir zu Tisch einzuladen, zwischen alten Freundinnen sind dergleichen Freiheiten wohl erlaubt . . . ."

„Ich würde mich unendlich gefreut haben, Dich bei mir zu sehen, aber leider werden wir heute bei meines Mannes Mutter zu Tisch erwartet," erwiderte Frau Hanna ruhig und ohne sichtbare Verzweiflung.

„Ach, Liebste . . . das macht ja nichts . . . entschuldige nur meine Zudringlichkeit! wie konnte ich aber auch so etwas tun . . ." stammelte die Bürgermeisterstochter, bis zu den Haarwurzeln errötend, und empfahl sich bald darauf.

Sie reiste wieder nach Hause und erzählte jedem, der es hören wollte, daß das Glück die Hallbeckschen Mädchen einfach unverschämt übermütig gemacht habe, wie das ja auch von Leuten obskurer Herkunft und mit höchst mangelhafter Bildung nicht anders zu erwarten sei.

Schlern-Hexe.

Skizze von C. von Ende.

(Nachdruck verboten.)

Die Uhr der Gedächtniskirche schlug schon elf, doch das Treiben auf dem Kurfürstendamm wurde nicht geringer. Immer mehr und mehr Automobile sausten vom Grunewald herein, und ein Stadtbahnzug folgte dem andern in kurzer Entfernung. Das trauliche Weinstübchen beim „Austern-Meyer" mit seinen von zahllosen Bildchen bedeckten Wänden war voller lachender, schwatzender Menschen, die Flasche nach Flasche leerten.

„Also was möchten Sie gern essen, Fräulein Scheffler? Hoffentlich hat Ihnen die Oper ebensolchen Appetit gemacht wie mir, — hm?"

„Es ist mir wirklich ganz einerlei. Bestellen Sie für uns beide, was Sie wollen."

Mit verträumten Augen sah sie durch die offenen Türen auf die menschenbelebte Straße und dann wieder auf den kleinen Raum, der so für sich abgeschlossen und doch so mitten drin in dem Großstadttreiben lag.

Nachdem der Kellner die Flasche auf den Tisch gestellt hatte und mit der Bestellung in der Küche verschwunden war, goß Rolf Wendt die Gläser voll.

„So! Jetzt werden wir auf die Gesundheit der Schlern-Hexe trinken, die mich zwei ganze Jahre lang zum Narren gehalten hat."

Beim Klang des geliebten Namens, den er ihr hoch oben auf dem Schlern gegeben hatte, zuckte sie zusammen, und wie ein rauschender Bergstrom stürmten jäh die Erinnerungen auf sie ein.

„Sind es wirklich erst zwei Jahre her, seit ich Sie in Bozen traf?"

„Wenn die Zeit Ihnen länger vorkommt, dann sind Sie seither nicht glücklich gewesen."

Forschend blickte er in das nicht mehr junge Mädchengesicht, und nichts entging ihm, nicht die grauen Augen, die in diesem Augenblick fast übernatürlich groß waren und fieberhaft glänzten, nicht das feine, schwarzbraune Haar, das sich um die Schläfe kräuselte. Jede Linie in dem Gesicht studierte er, und allmählich fing er an zu begreifen, warum sie immer von neuem einen solchen Zauber auf ihn ausübte. Die Mehrzahl der Menschen würde unbeachtet an ihr vorbeigehen, selten würde man sie eines zweiten Blickes würdigen, wenn man nicht gerade zu den Auserlesenen gehörte. Aber gerade so sollte es sein. Nichts wäre ihm verhaßter gewesen, als eine Frau zu besitzen, nach der jeder verlangenden Auges blickte, die jedem Manne auffiel. Und sie mußte seine Frau werden, das hatte er sich in den letzten Monaten, während er so rastlos nach ihrem Aufenthalt geforscht, vorgenommen. Sie allein ging ihm aus dem Wege, während alle anderen sich ihm an den Hals warfen.

„Also — Prosit! Auf daß wir noch viele wundervolle Tage zusammen in den Dolomiten verleben möchten!"

Eine Sekunde lang ruhten ihre Augen ineinander, dann sah sie rasch von ihm weg.

„Wie gemütlich es doch hier ist, nicht?"

„Ja, aber nur mit Ihnen! Allein habe ich schon manche recht trostlose Stunde hier verbracht. So eine Junggesellenexistenz taugt doch nichts auf die Dauer."

Während der Kellner servierte und Wendt ihr vorlegte, sah sie immer wieder verstohlen in sein schönes, fast zu ernstes Gesicht . . . Wie sie sich nach ihm gesehnt hatte, bis der Zufall sie heute bei Kroll zusammengeführt hatte! Und nun saß sie ihm gegenüber — es war ihr immer noch wie ein Traum.

„Also, nun hören Sie mal zu, Schlern-Hexe . . . Ich habe eine große Neuigkeit für Sie. Ich werde mich nämlich demnächst verheiraten."

Die jähe Blässe, die ihr Gesicht überzog, entging seinen scharfen Augen nicht, und schadenfroh nahm er es sich vor, sie ein bißchen zu quälen. Hatte sie ihn doch so lange zappeln lassen Aber sie fand rasch ihre Selbstbeherrschung wieder.

„Darf man vielleicht schon gratulieren?"

„Darum möcht ich sogar sehr gebeten haben."

Am Nebentisch brachen Gäste auf, und das entstehende Geräusch enthob sie zunächst einer Antwort. Eine Zeitlang herrschte Schweigen zwischen ihnen. Er verzehrte sein Abendbrot mit sichtbarem Genuß, während sie nur kleine Bissen über die zitternden Lippen brachte.

„Sind Sie seither wieder einmal in Bozen gewesen?" fragte sie dann mit möglichster Unbefangenheit.

„Ja, letzten Sommer. Sie hatten es mir ja versprochen, wieder eine gemeinschaftliche Tour mit mir zu unternehmen, aber Sie haben Ihr Versprechen schnöder Weise nicht gehalten. Ich habe vergeblich in Weißlahnbad zwei Wochen auf Sie gewartet!"

„Da Sie eine Braut haben, hat es ja nichts geschadet. Es wundert mich, daß Sie sich meiner überhaupt noch so lange erinnerten." Um die Mundwinkel zuckte es, wie von verhaltener Bitterkeit.

Er zwang sich, recht kläglich dreinzuschauen. „Gott, Sie wissen doch, liebe Freundin, daß man mit einer Braut fast immer eine Schwiegermutter und etliche Tanten in den Kauf nehmen muß, die es alle als höchst unpassend betrachten würden, wenn sie das Paar auch nur ein Stündchen allein ließen. An gemeinsames Bergkraxeln war da schon gar nicht zu denken."

„Also . . . Sie brauchten mich als eine Art . . Substitut?" Die feinen Nasenflügel bebten, und in den grauen Augen schimmerte es verräterisch. „War ich vielleicht schon damals, vor zwei Jahren, die Stellvertreterin Ihrer Braut?" Das verhaltene Zittern vibrierte leise in der Stimme nach, und die Hand zerbröckelte nervös das Brötchen in winzige Stückchen.

„Schlern-Hexe!" Seine Stimme klang plötzlich tief und zärtlich. „Hab' ich Ihnen sehr wehe getan? . . . Denken Sie wirklich, daß ich unsere Stunden hoch oben in den Bergen vergessen habe? . . . Glauben Sie wirklich, daß ich nicht ehrlich mit Ihnen war? . . . Aber warum sind Sie damals vor mir geflohen? Und die ganze Zeit? . . . Warum?"

Die Kehle war ihr wie zugeschnürt und das Herz pochte ihr zum Zerspringen. Da war der liebe, einschmeichelnde Ton wieder, der sie so rasend machte, der sie wie Wachs in seinen Händen sein ließ, vor dem sie vor zwei Jahren solche Angst hatte, daß sie geradezu geflüchtet war . . .

„Warum, Schlern-Hexe? Warum? . . . Diesmal weichen Sie mir nicht aus." Fest umschloß er ihre Hand mit der seinen. „Wissen Sie noch, wie schön es im Schlernhause war? Wie wir zusammen dem Sonnenaufgange zusahen, während alles um uns tief im Schlaf lag? Es hätte noch schöner sein können, wenn Sie gewollt hätten!"

Voll Bewunderung streifte sein Blick ihren vollen weißen Arm, dessen weiße Linien durch die dünne Batist-Bluse so deutlich zu sehen waren. Aber als nun ihre Augen sich abermals trafen, da packte sie ein

Schwindel, und die kleinen roten Tischlampen draußen im Garten schienen zu tanzen wie glühende Funken.

Warum sollte sie nicht offen zu ihm sein, jetzt wo doch alles zu Ende war, wo er ja doch einer anderen gehörte? Die Minuten, die sie noch mit ihm zusammen sein konnte, waren gezählt.

„Sie wollen wissen, warum ich Ihnen damals fortgelaufen bin?" Voll schlug sie jetzt die grauen Augen zu ihm auf . . . „Weil ich Sie zu gern hatte und mir zu gut waren, um nur ein Abenteuer mit Ihnen zu erleben . . . Weil ich nicht willens war, Sie nach ein paar Stunden wieder frei zu geben . . Ja, ich wollte Sie — aber entweder auf immer oder gar nicht . . . Und das sage ich Ihnen jetzt nur deshalb, weil es für uns beide zu spät ist."

„Zu spät?" Er lachte leise. „Kellner! Eine Henkell trocken."

Sie sah ihn erstaunt an. „Was in aller Welt haben Sie vor?"

„Was ich vorhabe? Wir müssen doch meine Verlobung feiern — oder haben Sie keine Lust dazu?... Das sind Sie einem alten Freunde schon schuldig? Und so jung kommen wir nicht wieder zusammen."

Sie wich seinen Blicken aus und versuchte mit aller Macht ihre Erregung zu bemeistern.

„Wenn Sie durchaus wollen."

Gleich darauf stand der Sekt im Kühler auf ihrem Tische, und Rolf goß ein.

„So . . . Und nun — — — auf das Wohl meiner zukünftigen Frau; ja?"

Er hielt ihr sein schäumendes Glas entgegen und sagte ganz leise: „Auf Dein Wohl, Schlern-Hexe."

Der Gewitterbräutigam.

Von Georg Martell.

(Nachdruck verboten.)

Mein Freund Fürchtegott Körner, den ich hier aber aus Schonung Meyer nennen will, kam eines Tages mit verstörtem Gesicht zu mir. Vorsichtig, wie es seine Gewohnheit war, zog er sich die grau-karierten Beinkleider an beiden Knien in die Höhe und setzte sich breitbeinig vor mich hin.

„Ich spüre es auf der Zunge," sagte er niedergeschlagen. „Ein Gewitter ist nahe! Als ob ich an kaltem Eisen geleckt hab', ist mir dann immer."

Mit den blaßblauen Augen sah er mich mitleidheischend an. Da ich jedoch gar nichts erwiderte, fuhr er mit tiefer Bitterkeit in seiner Rede fort: „Ich meine, daß ich auch ohne dies Gewitter schon unglücklich genug gewesen wär'. Mein Gott, warum bin ich nicht etliche Jahrhunderte später geboren, in einer Zeit, in der die Wissenschaften diese fürchterliche Naturgewalt völlig gebändigt! Ich stände dann nicht, wie heut', vor einem ruinierten Leben!" —

„Vor einem ruinierten Leben? Nanu, Meyer? Jung, frei . . . ."

„Alles gewesen!" unterbrach er mich düster. „Ich bin verlobt!"

Erstaunt sprang ich auf.

„Herzlichste Gratulation, Liebster! Wie kam das denn so schnell?"

„Die Gratulation nehme ich nicht an, wenn Ihnen diese Gemütsroheit auch zuzutrauen war. Im übrigen heißt meine Verlobte Mathilde Sauerwein und ist die Tochter meiner Wirtin. Ich denke, das genügt!"

„Nein, Meyer, das genügt noch lange nicht! Wenn Sie meine Teilnahme wollen, müssen Sie mir schon erzählen, wie das zuging. Sie und Fräulein . . ."

„Sauerwein! Jawohl! So heißt sie. Und was das Erzählen anbelangt, so wäre ich nicht abgeneigt, wenn das Wetter . . ."

Ich sah durch das Fenster und beruhigte ihn. „Das kommt entweder gar nicht, oder es hat noch lange Zeit damit. Sehen Sie doch: der Himmel ist fast ganz klar!"

„Nun, ich will Ihnen meinen Gram beichten. Sie werden ja wissen, daß ich nicht feige bin . . ."

„Im Gegenteil!" rief ich wahrheitsgemäß. Denn er war wirklich sehr feige.

„Und werden mich also wohl verstehen!" vollendete er von dem beistimmenden Klang meiner Worte befriedigt, seinen Satz.

„Sehen Sie," begann er dann, „ich hab' nicht nur Herz, sondern auch Nerven. Im Winter weniger als im Sommer. Besonders zur Gewitterzeit hab' ich sehr viel Nerven und ich muß gestehen, daß mein innerer Zustand dann von dem anderer Menschen beträchtlih abweicht. Ich schmeck' nämlich immer Kalteisen und vertrag' es absolut nicht, allein zu sein.

Solange ich im Elternhause war, ging das alles recht gut. Vor meiner lieben Mutter hatte ich ja kein Geheimnis, und wenn es zu donnern begann, setzten wir uns eben auf das Sofa und ich versteckte mich an ihrer Brust. Mein Vater schimpfte ja manchmal und meinte, es wäre richtiger, wenn ich als Mann meine Mutter beruhigte — aber, mein Gott, ich bin ja kein Protz an Männlichkeit! Wenn ich auch nicht feig bin, wie Sie ja wissen!

Seitdem ich hier bin, ist das viel trauriger. Im Winter, als ich zu Sauerweins zog, trug ich meinen Kopf natürlich hoch. Meine Nerven waren recht gut und Fräulein Sauerwein sah mir von vornherein so aus, als ob sie Unheil gegen mich brütete. Die Zeit braucht Männer und die Mädchen auch. Ja, das ist mal so!

Bis zum späten Frühling ging ich ihr denn also auch in kühler Beharrlichkeit aus dem Wege. Dann aber kam das erste große Gewitter und damit begann mein Martyrium. Meine Wirtin brachte mir gerade den Nachmittagskaffee, als der Donner einsetzte. Ein ganzes Eisengeschäft lag mir auf der Zunge, meine Nerven zitterten und ich hätte Gott weiß was gegeben, wenn wenigstens die schieläugige Frau Sauerwein bei mir geblieben wäre. Ich fing eine Unterhaltung über die verschiedenen Kaffeesorten mit ihr an und gab mir verzweifelte Mühe, meine Nerven nicht zu dekuvrieren. Aber vergebens. An meiner Gewohnheit, bei jedem Blitz die Augen zu schließen und mir die Ohren zuzuhalten, merkte sie doch, daß ich kein Freund solcher elektrischen Entladungen war. Heute noch seh' ich den tückischen Blick, den sie mir zuwarf, als sie mich beim Arm nahm und in ihr Wohnzimmer hinüberschleifte! „Kommen Sie nur!" sagte sie, auf das schamloseste Mitgefühl heuchelnd. „Kommen Sie nur! Beim Gewitter ist es gemütlicher, wenn man unter Menschen ist." —

Ich war willenlos und hüpfte meinem Schicksal entgegen, wie das Kaninchen der Riesenschlange. Fräulein Mathilde Sauerwein machte triumphierende Augen, als sie mich kommen sah.

„Ja, diese Nerven!" rief sie süßlich. „Nun, alles ist menschlich und wenn man nicht allein ist, beruhigen sie sich wohl bald. Aber freilich, ein Junggeselle . . ."

Ein heftiger Donnerschlag warf mich beinahe ohnmächtig in den Stuhl. Die beiden Sauerweine taten aber, als ob der Zorn des Himmels sie gar nichts anginge und während die Alte mir Kaffee einschenkte, bot die andere mir Kuchen an. Groß, mit einem Brustkasten wie eine Automobildroschke, jeder Zoll ein unerschütterlicher Holzblock, stand sie vor mir. Und in den Pausen zwischen den einzelnen Wetterschlägen wurde mir die furchtbare Gefahr bewußt, die mir hier drohte. Ich sah, daß ich in ihren Schlangenrachen hineinhopsen müsse, wenn das Gewitter noch eine Stunde länger dauerte; ich fühlte, daß meine Junggesellenfreiheit sich den Kopf zerschellen würde an ihrem Automobildroschkenbrustkasten — alles von wegen meiner Nerven, die mich drängten, in irgend eines Menschen Armen — und hieße dieser Mensch auch Sauerwein! — Schutz und warme Anteilnahme zu suchen.

Diesmal ging es noch gnädig ab. Der Himmel klärte sich auf, und ungefesselt entwischte ich in mein eigenes Zimmer.

Der Anfang war aber gemacht. Nachdem ich einmal in so kritischer Situation ihre Gastfreundschaft genossen, konnte ich sie fürderhin nicht mehr ignorieren. Und Frau Sauerwein verstand es, sich notwendig zu machen. Jeden Morgen erzählte sie mir von verheerenden Gewittern, die irgendwo stattgefunden, von Leichen, die in feinster photographischer Ausführung Baum- und Tierbilder auf der Brust getragen hätten, und erreichte es dadurch, daß die kleinste Wolke am Himmel mich bereits beunruhigte. Zog dann wirklich ein Gewitter herauf, war es selbstverständlich, daß ich ihnen Gesellschaft leistete.

Und vorgestern kam es denn zur Katastrophe!

Schwere schwarze Wolken standen am Himmel. Ein tiefes, dumpfes Dröhnen rollte schon über die Stadt. Aber ich war immer noch allein. Eine bange Ahnung sagte mir, daß ich heut' meine Nerven bezwingen müsse, wenn ich mich nicht unglücklich machen wolle. Ich wartete also, bis Fräulein Mathilde mich abholte, und als ich dann ging, faßte ich den festen Entschluß, mich mannhaft zu behaupten.

Schon im Türrahmen des Sauerweinschen Wohnzimmers erkannte ich, daß besondere Anstalten gegen mich getroffen waren. Sämtliche Stühle waren mit Ausnahme eines einzigen, auf dem meine Wirtin selber saß, unmittelbar an die Fenster, d. h. an die gefährlichsten Plätze, gestellt worden. Was blieb mir also übrig, als mich mit Mathilde auf das Sofa zu setzen? Nur ein kleiner Zwischenraum trennte uns, und ich fühlte mit wachsender Beklemmung ihre beängstigende Nähe.

Ich wehrte mich jedoch. „Es ist merkwürdig, daß bei aller Nervenschwäche stets die meinem Geschlecht eigentümliche kühle Überlegung behalte," sagte ich so männlich wie möglich, um das Vertrauen in das Gelingen ihrer verruchten Pläne etwas zu mindern. Frau Sauerwein lächelte jedoch nur malitiös und als gleichzeitig ein Blitzstrahl am Fenster vorbeiflammte, der mich unwillkürlich nach der fleischigen Hand meiner Nachbarin greifen ließ, drohte sie sogar mit neckischem „Ei, ei, Herr Meyer", zu mir herüber. Ich wollte mich zusammenrappeln und wieder abrücken, aber die ergriffene Hand hielt mich jetzt fest und ließ nicht locker. Ein stiller Ringkampf entspann sich im Schutze der Tischdecke, aber Mathilde blieb Sieger, da ein erneutes Krachen und Knattern mich wiederum kraftlos machte.

„Bei der gewöhnlichen Elektrizität mögen Sie ja recht haben," setzte Frau Sauerwein das Gespräch fort, „aber es gibt ja noch 'ne andere Art von Elektrizität — sone elektrischen Funken zwischen Jung und Jung. Nicht, Tildchen? Nicht, lieber Herr Meyer?"

Ich erbleichte. Aber, wahrhaftigen Gott! sie sagte es neckisch, das Ungetüm, neckisch! und zeigte mir dabei ihren einzigen gelben Vorderzahn.

„Das verstehe ich nicht recht", stammelte ich also. Im gleichen Moment fühlte ich jedoch meine Finger klamm gedrückt und Tildchen sagte errötend:

„O, ich verstehe die Mama recht wohl!"

Ich wußte, daß ich verloren war, wenn ich dem Gespräch nicht schleunigst eine andere Wendung gab. Aber Gott im Himmel, bei dem Wetter soll einer plaudern! „Das Gewitter ist immer gefährlich," brachte ich mühsam raus. „Schon weil jeder Blitz ohne Umständen treffen kann. Und die Liebe . . ."

Die Liebe zum Leben, wollte ich sagen, aber glauben Sie, daß man mich aussprechen ließ? Keine Idee! „Ach ja, die Liebe!" seufzte die junge Sauerwein, und die alte sagte: „ist doch das rührendste, was es gibt, und ich würde nie zwischen zwei Liebende treten!" —

Kaum, daß sie mir diese angenehme Aussicht eröffnet hatte, gab es ein Krachen und Knattern, als ob die ganze Hölle lebendig geworden wäre. Das Haus erzitterte bis ins Fundament, und ich, der ich unter dem Einfluß der gewaltigen Erschütterung so weit schon nach links hinüberpendelte, fühlte mich plötzlich durch einen Ruck an der Hand ganz zu Mathilde Sauerwein herübergezogen. Mein Kopf flog unter ihren Arm, gerade in die Achselhöhle, so daß ich mir die Nase an ihren Rippen plattdrückte; ich fühlte einen Kuß auf meinem kahlen Hinterhaupt und hörte sie „Geliebter" flüstern.

Einen Versuch nur machte ich, mich loszureißen. Sie hielt aber so fest, daß ich glaube, sie hätte mich eher ersticken lassen. Und da ich durch die Spalte, die meine Bemühungen für einen Augenblick zwischen Arm und Rippen eröffnet hatten, das Zucken neuer Blitze sah, ergab ich mich in mein Schicksal. Hier bin ich, hier bleib ich! sagte ich mir da. Wenn ich schon mal geschluckt bin, will ich wenigstens auch den Vorteil davon haben! Und so verbrachte ich denn die ganze Zeit, die das Wetter noch dauerte, in dieser Lage . . .

Als endlich das Wetter sich geklärt hatte, vertraute mir die Alte an, daß sie meine Liebe zu Tildchen schon längst gemerkt hätte, und um mir zu zeigen, daß ich ihr als Schwiegersohn willkommen wäre, hielt sie mir ihren Zahn zum Kusse hin." — —

Meyer trocknete sich den Schweiß von der Stirn und schwieg erschöpft. Nach einer Minute entrang sich aber wieder ein dumpfes Stöhnen seiner Brust.

„Das hier bindet mich unauflöslich an sie," sagte er düster, auf seinen Verlobungsring deutend. „Unauflöslich!"

„Verlobt ist noch nicht verheiratet," warf ich beruhigend ein. „Es kann sich noch alles zum Besten wenden!"

„Nein, nein!" antwortete Meyer resigniert. „Sauerweins lassen sich nichts nehmen. Sehen Sie; gestern, als mich Tildchen zum Gutenachtkuß in die Arme nahm, flüsterte sie mir zu, daß sie seit frühester Kindheit entschlossen wäre, einen eventuell ungetreuen Verlobten bei lebendigem Leibe an einen Blitzableiter festzubinden! Sie hat Gemüt, das Kind!"

Der Himmel hatte sich in den letzten Minuten zusehends verdunkelt. Meyer griff nach Hut und Stock und stürmte hinaus. Ich hatte kaum noch Zeit ihm nochmals von Herzen zu gratulieren.

Fest.

Frau: „Wir sind jetzt zwölf Jahre verheiratet, und nie habe ich unterlassen, Dir an Deinem Geburtstage einen Kuchen zu backen.

Mann: Jawohl, Schatz, und jeder war sozusagen ein Meilenstein meines Lebens!

Unsere Bilder.

Unsere beiden ersten Landschaftsbilder stellen Partien aus den Dolomiten dar, die für die Besucher der Alpen besonders reizvoll sind. Da ist zuerst der Misurinasee im Ampezzotale mit dem im Hintergrunde ragenden Monte Cristallo. In der herrlichen Natur, wo die eisergläuzende Pracht der Zentralalpen mit dem Felsenzauber der Dolomiten wechselt, bietet eine Wanderung, mag sie sich auch etwas schwieriger gestalten als auf ebener Erde, stets einen ungetrübten Genuß, und die Alpenvereine haben dafür gesorgt, daß der müde Wanderer auch eine freundliche Unterkunft findet. Mitten im Bergkranze der Sorapiß erhebt sich die gastfreundliche Pfalzgauhütte, in deren gastlichen Räumen es sich gar wohl der Rast pflegen läßt. Rings ist die Hütte von den mächtigen Dolomiten umgeben, nur nach Norden, von wo der Val Sorapiß in die wilde Felsenburg hereinbricht, schweift der Blick weit in die Ferne, wo der Turm des Piz Pozena, die drei Zinnen und die Cadinspitze in die Lüfte ragen. Wenige Schritte oberhalb des Hauses flutet der wildromantische Lago di Sorapiß, an dessen eisgraue Gewässer die Ausläufer eines kleinen Gletschers heranreichen. — Unser Preisausschreiben für Amateur-Photographen hat, wie berichtet, eine so reiche Beteiligung gefunden, daß sich ein einzelnes Bild nicht als das absolut beste feststellen ließ. Infolgedessen wurde nach Kollektionen entschieden, von denen der des Herrn M. Mehner in Crefeld der 1. Preis zugesprochen wurde. Wir bringen auf Seite 5 eine Probe seiner Kunst, eine starke Verkleinerung nach einem Gummidruck, der den Samstagsputz in einem niederrheinischen Bauernhofe darstellt. — Wir machen bei dieser Gelegenheit gleich darauf aufmerksam, daß die Reproduktionen naturgemäß durch das verkleinerte Format und das Druckpapier, sowie durch das Fortfallen der individuellen Tönung 2c. nicht unbeträchtlich an Stimmung und Wirkung überhaupt verlieren, was man bei der Beurteilung berücksichtigen möge.

Allerlei.

[Das Schwindelalbum.] Die Abende sind lang in Norwegen, dem Lande der ewigen Sonne, und der Hof von Christiania ist nicht nur der jüngste Europas, sondern auch der stillsten einer. Man sagt, daß die Königin Maud sich in dem neuen Reiche ihres Gatten noch nicht sonderlich behaglich fühlt. Sie hat sich nun einem Sammelsport hingegeben, der originell genug ist, um ihr noch viele Stunden zu kürzen. Die junge Königin hat sich nämlich bei allen Zeitungsausschnitt-Agenturen der Welt abonniert und erhält von ihnen täglich aus sämtlichen Blättern Europas die Artikel zugesandt, in denen der König Haakon oder sie erwähnt ist. Und unter dieser Masse von Artikeln sucht sie nun diejenigen aus, deren Inhalt nur der Phantasie oder der mangelhaften Information des Verfassers ihre Entstehung verdankt, jedenfalls aber der Wirklichkeit nicht entspricht. Diese trägt sie dann, säuberlich nach dem Datum geordnet, in ein Album ein, auf dessen Deckel sie geschrieben hat: „Dinge, die wir nie gesagt und nie getan haben." Die Sammlung ist bereits sehr umfangreich und nimmt von Tag zu Tag zu. Sie wird späterhin einmal eine wertvolle Fundgrube für die Forschung sein, und es wäre nur zu wünschen, daß andere gekrönte Häupter und Staatsmänner dem Beispiele der Königin Maud folgen möchten.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.